

entsprechenden Erscheinungen auf stilistischem, lexikalischem und synonymischem Gebiete in Beziehung gesetzt werden.

Mit früheren Veröffentlichungen teilt die vorliegende Arbeit den Grundgedanken und das Ziel. Auch sie geht davon aus, daß das Lateinische jetzt, wo es immer mehr als Mittel zum Zweck der Erziehung anzusehen sei, als solches Mittel zielbewußter und zweckentsprechender ausgenutzt werden sollte. Und sie will, auf dem Boden lateinischer Sprachforschung unter steter Berücksichtigung der Muttersprache erwachsen, zunächst nur dem lateinischen Unterrichte dienen. Ist aber der eingeschlagene Weg der richtige, so muß und wird er sich auch für die andern Schulsprachen als gangbar erweisen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die modernen Sprachen, vermöge ihrer fortgeschrittenen Entwicklung, gegenüber den ursprünglicheren und durchsichtigeren Verhältnissen des Lateinischen über die sprachlichen Mittel, die Redeteile und ihre Formen, sowie über die herkömmlichen Regeln in ihrem Gebrauch viel freier und oft willkürlich verfügen. Um so notwendiger aber ist es, aus dem lateinischen Unterrichte feste Grundsätze und einfache Gesichtspunkte als Führer und Wegweiser für die grammatische Unterweisung in den modernen Sprachen mitzubringen.

Erstes Kapitel: Entstehung und Wesen des Satzes.

Auch ich beginne die Satzlehre mit dem Satz, glaube aber, daß die Trümmer und Reste, welche aus früheren Entwicklungsstufen in den Satz sich hinübergerettet haben — auch auf sprachlichem Gebiete wird auf den vorgefundenen Errungenschaften weiter gebaut — zum Verständnis des Satzes heranzuziehen sind. Aus der Zeit, wo der Mensch seinen Empfindungen über die Vorgänge der Außen- und Innenwelt noch in Naturlauten Ausdruck gab, stammen die Interjektionen, welche sich auch ihrerseits weiter entwickelt und sich teils den späteren Formen der Sprache eingefügt, teils selbständig daneben behauptet haben. Als die Menschheit die verschiedenartigen Erscheinungen zu unterscheiden gelernt hatte, fing sie an, dieselben in Sprachlauten zu bezeichnen und die (begrifflichen) Sprachwurzeln zu schaffen, eine Sprachentwicklung, auf welche diejenigen Ausrufe zurückweisen, die sich, wie „Schnee!“, „Blitz!“, „Feuer!“, mit der Benennung einer Erscheinung begnügen. Um ähnliche Erscheinungen von einander zu unterscheiden, bestimmte man sie anfangs wohl nur äußerlich nach Ort und Zeit und schuf — durch Weiterentwicklung

eines Teiles der Naturlaute? — die Pronominalwurzel. Naturgemäß mußte nun die genauere Beobachtung der Einzelercheinung selbst und das allmähliche Eindringen in ihr Wesen folgen, und mit dem Augenblicke, wo man an der Erscheinung den ihr zu Grunde liegenden Gegenstand von dem zur Erscheinung kommenden Zustande sonderte, z. B. am Flusse das Wasser von dem Fließen, war ein gewaltiger Schritt auf dem Wege zur Erkenntnis der Dinge und zugleich — die Entwicklung der Sprache ist untrennbar mit derjenigen des Geistes verknüpft — zur Ausgestaltung der Sprache gethan. Denn wie der Gegenstand in den Erscheinungen, im Gegensatz zu dem Zustande, das Feste und Ruhende (die Substistenz) darstellte, so knüpfte sich an ihn die räumliche Bestimmtheit und aus dem räumlichen Nebeneinander der Gegenstände entwickelte sich allmählich der Begriff des Raumes, und wie der Zustand am Gegenstande das Wechselnde und Vorübergehende bezeichnete, so folgte aus dem Zustande die zeitliche Bestimmtheit und aus dem zeitlichen Nacheinander der Zustände allmählich der Begriff der Zeit. Und weil man an gleichen Gegenständen den gleichen Zustand wahrnahm, gelangte man nach und nach zu dem Grundgesetze der Identität, wie aus der Beobachtung der regelmäßig an und aus den Gegenständen sich entwickelnden Zustände zu demjenigen der Kausalität. Sprachlich* aber liegt der Fortschritt in der Entfaltung der Sprachwurzel, mit Hilfe der Pronominalwurzel, in Nominal- und Verbalstamm und vielleicht auch schon in der des ersteren in Substantiv- und Adjektivstamm. Jedenfalls lag es nahe, die Unterscheidung von Ruhe und Bewegung, welche zur Erkenntnis des Gegenstandes und Zustandes geführt hatte, nun auch auf den Zustand anzuwenden, nur daß der bewegliche Zustand viel leichter und früher sich bemerklich machte als der ruhende, d. h. daß der Verbalstamm sich früher aus der Sprachwurzel entwickelte, als man den Nominalstamm zur Bezeichnung des Zustandes mitverwendete und in ihm den Substantiv- und Adjektivstamm sonderte. Auch die Flexion, soweit sie zum Ausdruck einer Mehrheit von Gegenständen

* Es ist hier nur an die unmittelbaren Folgen der Scheidung des Was und Wie gedacht. Denn dieser Unterschied spielt im ganzen weiteren Verlaufe der Sprachentwicklung die allerwichtigste Rolle: so bei der Gliederung des Satzes, bei der Ausgestaltung der Wortarten, bei den Begriffen der Quantität (Was = Wieviel) und Qualität (Wie = Wie beschaffen). Im Gebrauch der Tempora wurde das Was zum Daß und führte zur Sonderung der Behauptung (und Erzählung) von der Beschreibung (und Schilderung). Und wie in der Grammatik begegnen wir in der Stilistik und Synonymik sehr oft den Einflüssen dieser ersten der sprachlichen Kategorien.

diente, sowie die Übertragung dieser Mehrheitsbezeichnung auf den Zustand, d. h. die Übereinstimmung des Zustandes mit dem Gegenstande, dürften in den allerersten Anfängen bis in diese Zeit der Sprachentwicklung zurückreichen.

Mit diesen Ausführungen stelle ich mich in Gegensatz zu der gewöhnlichen Annahme. Man will zwar nicht die Regung und Thätigkeit des Geistes, wohl aber das Denken im engeren Sinne, d. h. die Beziehung einer Vorstellung auf eine andre Vorstellung — cogito = co-agito — erst mit dem Satz begonnen wissen und leitet den Ursprung des Satzes unmittelbar von der Sprachwurzel ab, weil man in dem mehr verbalen Charakter derselben schon eine Art Vorläufer und Anzeichen von Prädikat erblickt.* Ohne mich auf weitere Polemik einzulassen, scheint sich mir der verbale Charakter der ältesten Sprachwurzeln einfach daraus zu erklären, daß der Mensch, durch die beweglichen Erscheinungen zuerst angezogen, den ersten Sprachlauten eine Form gab, welche später als bloß dem Zustande zugehörig erkannt wurde. Daraus folgt aber keineswegs, daß auf die Sprachwurzel, welche man schon als eine Aussage, als eine Art Satz in nuce ansehen möchte, unmittelbar der Satz folgte. Vielmehr spricht manches dagegen. Von vornherein ist die Gleichzeitigkeit zweier so bedeutsamer Errungenschaften, wie sie durch die erste Unterscheidung des Was vom Wie und durch die Entstehung

* Dafür ist auch G. Gerber in seinen sprachphilosophischen Werken eingetreten. Ich benutze die Gelegenheit gern, dem verehrten Manne für die vielfache Belehrung und Anregung herzlichst zu danken, welche ich auch aus seinen Werken geschöpft habe. Wenn ich ihm nicht überall folgen und beistimmen kann, so liegt das hauptsächlich daran, daß er auf sprachlich-philosophischem Standpunkt steht, ich auf beschränkt sprachlich-grammatischem. Während er z. B. (Spr. und Erf. S. 12) sagt: „Die Namen der Dinge erscheinen vor der Sprachwissenschaft als Prädikate“, so vermag ich in ihnen nur eine ursprünglich mehr verbale als nominale Form zu erblicken. Und seiner Behauptung (das. S. 260): „Die Sprache nimmt vom Satze ihren Anfang, nicht von den Wörtern“ kann ich zwar insofern beipflichten, als Naturlaute, Sprachlaute und Sprachwurzeln anfänglich das bildeten, was sich allmählich zum Satze ausgestaltete, aber meine Auffassung von der Entstehung und Bedeutung des Satzes ist von der seinigen doch wesentlich verschieden. Ich erkenne den Fortschritt, welchen der Satz in der Sprachentwicklung darstellt, ausschließlich darin, daß der Geist des Sprechenden, der sich auch vorher schon äußerte, ohne sich jedoch auszusprechen, nun im sprachlichen Ausdruck als erkennend und wollend hervortrat und die Verantwortung für das, was er sagte, übernahm. Kurz, ich betone im Satze das subjektive Element und sehe dasselbe in der stehenden (finiten) Verbalform ausgedrückt, während er das Ich mehr oder weniger versteckt im Subjekt findet.

des Satzes dargestellt werden, wenig wahrscheinlich und m. E. nur dann annehmbar, wenn die Vereinigung beider als eine untrennbare nachgewiesen würde. Es giebt aber Sätze, welche an den Wortausruf (z. B. Blic!) anknüpfen und nur einen Zustand ohne Gegenstand (Subsistenz) aussagen, z. B. „es blizt“; * und andererseits giebt es Verbindungen von Gegenstand und Zustand, welche der Aussage entbehren und darum keine Sätze sind, z. B. der Bestimmungsausruf: „Der arme Mann!“, in welchem ich nicht die Aussage mache, daß der Mann arm ist, sondern eine Empfindung über die Armut des Mannes ausspreche. Die Entwicklung erscheint natürlicher, weil stufenmäßiger, daß auf die Zeiten des einfachen Natur- und Sprachlautes nicht sogleich der Satz, sondern erst eine Periode folgte, welche deshalb treffend als Bestimmung ** bezeichnet werden könnte, weil sie nach rückwärts an die Benennung und äußerliche Unterscheidung der Erscheinungen anknüpfte und nach vorwärts den Satz ermöglichte und vorbereitete. Dementsprechend erscheint es bedenklich, aus der verbalen Wurzel schon zu einer Zeit den Ursprung des finiten Verbums abzuleiten, wo der Wesensunterschied zwischen dem Verbum und Nomen noch nicht erkannt, d. h. wo aus der verbalen Wurzel noch kein Verbal- und Nominalstamm entwickelt war. Es ist, meine ich, die Annahme richtiger, daß der neu entstandne Verbalstamm schon lange zur Bezeichnung des Zustandes und zur Bestimmung des Gegenstandes gedient hatte, bevor an die Entwicklung des finiten Verbums zu denken war. Wenn man aber gegen meine Ansicht einwenden wollte, daß alle Erkenntnis mit dem Satze begann und beginnen

* Aus solchen Beispielen geht hervor, daß eine Denktätigkeit in obigem Sinne (S. 6) auch für den Satz kein unbedingtes Erfordernis ist. Dean es handelt sich dabei nicht um 2 Vorstellungen, sondern nur um eine. Selbst der aussagende Erkenntnisatz (vergl. S. 12) also enthält nicht immer einen Gedanken, wohl aber eine Setzung, die zunächst eine auf Wahrnehmung beruhende Festsetzung, dann eine urteilende Gleichsetzung war. Freilich darf man die Gleichheit zwischen Subjekt und Prädikat in der gewöhnlichen Sprache nicht so verstehen, wie der Philosoph sie in seinen Definitionen verlangt.

** Wir unterscheiden eine Zustands- und eine Umstands-Bestimmung und rechnen zur ersteren alles, was zum Beziehungswort in einem inneren Zugehörigkeitsverhältnis steht, sei es daß dieses auf Identität oder auf Kausalität beruht, d. h. daß es das Wesen des Beziehungswortes beurteilt oder entfaltet. Während also die Zustandsbestimmung über den Gegenstand oder von ihm ausgeht, geht die Umstandsbestimmung ihn nur an und beschränkt sich auf die Angabe eines äußeren, zunächst räumlichen oder zeitlichen, Verhältnisses. Im Satze, wo die Bestimmung zum Prädikat d. h.

mußte, so gilt das sicher vom bewußten Erkennen, aber die Anfänge des Verstehens liegen wohl ebenso bei der Menschheit, wie beim Kinde, vor dem Bewußtsein. Das Kind wenigstens unterscheidet und bestimmt Gegenstände, bevor es sich selbst weiß d. h. bevor es „ich“ sagt. Mit diesem Erwachen des Kindes zum Selbstbewußtsein wird der Satz nach Entstehung sowohl als nach Bedeutung treffend verglichen. Es ist eben der Satz nichts anderes als der sprachliche Ausdruck dafür, daß der Menscheng Geist gegenüber dem Universum sich selbst gefunden hat, sich seiner selbst bewußt geworden ist. Und wie man beim Kinde seine geistige Entwicklung recht eigentlich von dem Tage an rechnet, an welchem es zum ersten Male in der ersten Person sich aussprach, ohne ihm doch vorher geistiges Leben und Verständnisfähigkeit ganz abzusprechen, so bezeichnet zwar der Satz in der geistigen und sprachlichen Entwicklungsgeichte der Menschheit den allerwichtigsten Abschnitt, aber nicht den Anfang des Denkens und Verstehens. So wohlbegründet es deshalb ist, den Satz zum Ausgangspunkt logischer und grammatischer Unterweisung zu nehmen, so berechtigt muß es andrerseits erscheinen, seine Vorgeschichte zum Verständnis seines Wesens heranzuziehen.

durch ein Verbum oder mit Hilfe eines Verbuns ausgedrückt wurde, bleiben beide Bestimmungsarten bestehen, gliedern sich aber nun in Gegenstandsbestimmungen, wenn sie unmittelbar auf das Subjekt, und in Vorgangsbestimmungen, wenn sie mittelbar, d. h. durch Vermittlung des Verbuns, auf das Subjekt gehen. Jene sind prädikative Zustands-, diese prädikative Umstandsbestimmungen. Da die letzteren zur Verbindung mit dem Gegenstande des Verbuns bedürfen, so kommen sie erst in und mit dem Satze zur Geltung und zeigen ihren Ursprung, auch als sie später attributiv gebraucht wurden, noch darin, daß sie zwar nur etwas Dazukommendes bezeichnen, dieses aber mit größerer Kraft ausdrücken, als der Zustandsbestimmung innewohnt, welche zum Gegenstande gehört und mit ihm leichter zu einer Vorstellung verschmilzt. — Stellen wir gleich hier den wesentlichen Unterschied beider Bestimmungsarten und zugleich denjenigen der lateinischen und deutschen Sprache in ihrem Gebrauche an einem einfachen Beispiele fest. Die ursprüngliche und natürliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Baum und Blättern war das der Zugehörigkeit, welches die Blätter als einen Teil des Baumes denkt, an und aus welchem sie gewachsen sind. Der Lateiner sagt zwar unter Umständen *folia sunt in arbore*, weil sie nämlich auch abgefallen sein könnten, aber attributiv regelmäßig *folia arboris*, weil die Blätter, auch wenn sie nicht auf dem Baume sind, diejenigen des Baumes bleiben. Im Deutschen dagegen sagen wir attributiv wie prädikativ ohne Unterschied die Blätter auf dem Baume oder des Baumes, wenn wir aber einen Unterschied zwischen Umstands- und Zustandsbestimmung machen, kann es kein anderer als der sein, daß dort die Blätter als auf dem Baume befindlich, hier als zu ihm gehörig erscheinen.

Mit dem Bestimmungsverhältnis war das Beziehungswort und das Bestimmungswort gegeben, und zwar das letztere zu äußerlicher Bestimmung nach Raum oder Zeit durch die Pronominalwurzel und zu innerer Bestimmung nach dem Zustande durch die Begriffswurzel d. h. den Nominal- oder Verbalstamm: durch Hinzufügung der finiten Verbalform, die darum die setzende genannt werden könnte, drückte nun der Sprechende die Bestimmung als die seinige aus — und die Satzform war gefunden. Alles aber, was der Sprechende von sich aussagt, bezieht sich stets auf die Wirklichkeit des Bestimmungsinhaltes und schließt sich, da jede Wirklichkeit in der Zeit vorgeht, ausnahmslos nicht an den im Raume fertig und abgeschlossen vorliegenden Gegenstand, sondern an den bestimmenden oder der Bestimmung beigefügten Verbalstamm an, welcher nun einen von dem Sprechenden nach Zeit und Wirklichkeit festgelegten Vorgang bezeichnet und an oder neben der Bestimmung gleichsam den Geistesstempel des Sprechenden und das vereinigende Band des Satzes (Satzband) trägt.* Daß diese, gewöhnlich finite (setzende) genannte Verbalform ursprünglich ein selbständiges (pronominales) Formwort war, darf als zweifelloses Ergebnis der vergleichenden Sprachwissenschaft angesehen werden. Die frühere Bestimmung heißt jetzt Prädikat (Satzbestimmung) und zerfällt in einen bestimmenden Teil (den Prädikatsbegriff) und in einen den Satz bildenden und abschließenden (die Prädikatsform). Die Satzbestimmung bezieht und stützt sich nach wie vor auf den Gegenstand, der die Form eines Substantivums und den Namen Subject (Satzbeziehung) erhält und als Ausgangspunkt des Vorgangs (thätiger Gegenstand), zur Unterscheidung von andern Gegenständen, nach welchen hin sich der Vorgang bald entfaltete, regelmäßig die Kasusform des Nominativ annimmt. Die

* Es wäre nicht berechtigt, deshalb darauf schließen zu wollen, daß der ausgesagte Zustand von allem Anfang an den Gegenstand an Bedeutsamkeit für den Satz überrage. Wenn die prädikative Verbindung, wie wir annehmen, aus der attributiven hervorgegangen ist, so lassen Verbindungen wie *Carthago deleta* (= die Zerstörung Carthagos), *summus mons* (= die Spitze des Berges) erkennen, daß zeitliche und räumliche Bestimmungen, welche wir durch ein Substantivum dem Gegenstande überordnen, vom Lateiner als an dem Gegenstande haftende Zustände aufgefaßt und diesem, logisch und grammatisch, untergeordnet wurden. Ein ähnliches Überwiegen des Gegenstandes vor dem Umstande spricht sich darin aus, daß im Lateinischen die Gegenstands-, nicht wie im Deutschen die Umstandsbezeichnung die Negation in Verbindungen wie *nemo unquam* (= niemals jemand), *nihil usquam* (= nirgends etwas) an sich zieht.

Übereinstimmung zwischen beiden Sakteilen erstreckt sich nicht bloß auf Numerus, Kasus und Geschlecht des Substantivums, sondern auch auf die Gliederung nach Personen, welche eintreten mußte, sobald der Sprechende sich seiner Persönlichkeit gegenüber allen Sachen und anderen Personen bewußt geworden war. Weil Subjekt und Prädikat vom Sprechenden zusammengebracht und zusammengedacht sind, wegen ihrer Verbindung in seinem Geiste also bringt er sie in Übereinstimmung, ganz ohne Rücksicht darauf, ob und wie weit sie in der realen Wirklichkeit zusammenstimmen oder nicht, selbst dann, wenn ihre thatsächliche Vereinigung als unmöglich erkannt oder nicht gewollt wird (z. B. *tabula rotunda esse non potest* oder *tabula ne sit rotunda*).*

Von besonderer Wichtigkeit für die Weiterentwicklung der Satzform ist der nunmehr scharf hervortretende Gegensatz zwischen Substantiv und Verbum, Gegenstand und Vorgang. Auf ihm beruht die Sonderung der Wortarten in adjektivische und adverbiale Formen, sowie die Lehre von dem Gebrauch der Kasus, von denen der Nominativ, Vocativ, Accusativ und Dativ im Wesentlichen zur Bezeichnung (oder Bestimmung) von Gegenständen dienen, der Genitiv aber zunächst zur Bestimmung eines Gegenstandes, der Ablativ zunächst zur Bestimmung eines Vorganges.

Für unsre Auffassung des Satzes kommt alles auf die Trennung

* Der Deutsche stimmt das Prädikatsadjektiv mit seinem Subjekt nicht überein und nimmt keinen Anstoß, wenn die Dichter dasselbe bei der attributiven Verbindung thun, um dem Adjektiv prädicierende Kraft und Anschaulichkeit zu verleihen. Beim Prädikat ist die ursprüngliche Übereinstimmung aufgegeben, weil die Gedankenverbindung durch das Prädikatsverbum genügend hergestellt scheint. Wir können aber die innere Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen und z. B. statt „die Umstände sind erschwerend“ sagen sind erschwerende sc. Umstände, d. h. gehören zur Klasse der erschwerenden; wir sprechen uns dann über die Umstände beurteilend aus, während wir gewöhnlich nur mitteilend verfahren („sind erschwerend“ deckt sich fast mit „erschweren den Fall“). Bei dem bestimmenden Substantivum hält die lateinische Sprache die Konkordanz des appositionellen Verhältnisses auch im Prädikat fest, während die modernen Sprachen in diesem Falle vielfach der Präposition den Vorzug geben (vgl. Gerber Spr. u. Gr. S. 254, 23). Der Lateiner sagt gleichmäßig z. B. *Cicero consul* und *consul factus est*, wir sagen, den neuen Zustand hervorhebend, in welchen er versetzt wurde, prädikativ zum Konsul. Indem wir also die Gleichsetzung der Begriffe aufgeben, verwischen wir den gemeinsamen Ursprung der prädikativen Bestimmung mit der attributiven, während der Lateiner seine bestimmende Thätigkeit hier wie dort in der Übereinstimmung der Begriffe noch zum Ausdruck bringt.

barkeit des Prädikates in Begriff und Form an. Natürlich kann diese Trennung zwar überall da nur im Gedanken erfolgen, wo die beiden Bestandteile, oft noch unter gleichzeitiger Bezeichnung des Subjektes, in ein Wort (z. B. in port-o) * oder gar in eine Silbe wie in i „gehe“ verschmolzen sind, aber sie ist, wie historisch berechtigt, so in den meisten Fällen mindestens an der Endung des Verbums, welches man auch bei der Flexion in Stamm und Endung zerlegt, ** noch nachweisbar und hat in die Satzlehre Eingang gefunden (z. B. bei Heyse-Lyon Deutsche Grammatik S. 387), freilich ohne daß ihr eine tiefere Bedeutung beigelegt würde. Im Lateinischen haben sich noch deutliche Spuren für die ursprüngliche Scheidung der Prädikatsform vom Prädikatsbegriff erhalten, nämlich in dem Gebrauch und der Stellung der Verneinungswörter. Soll nämlich die Prädikatsform, d. h. die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat, negiert werden, so hat man non für das deutsche „kein“ (z. B. in „ich stehe in keiner Beziehung zu Dir“) und die Konjunktionen ne und nisi zu setzen; geht aber die Verneinung auf den Prädikatsbegriff, so sind nullus (das deutsche kein ist dann oft soviel wie keinerlei), ut non, si non am Platze. Und wenn Prädikatsbegriff und Prädikats-

* In der Vereinigung des Subjekts und Prädikats in ein Wort darf man einen Beweis dafür erblicken, daß beide ursprünglich und dem Wesen des Satzes nach nicht als einander gegenüber gestellt, sondern als mit einander in Gedankenverbindung gesetzt aufgefaßt wurden. Wenn die moderne Sprache fast ausnahmslos ein besonderes Subjektswort verlangt, so mag dazu, neben der Rücksicht auf Deutlichkeit der Beziehung, auch die Gewohnheit mitgewirkt haben, bei jedem Zustande einen Gegenstand voranzusehen und, wenn auch noch so unbestimmt, zum Ausdruck zu bringen. Im Deutschen können wir bekanntlich das „es“ durch einen mehr oder weniger bestimmten Zusatz entfalten (vgl. z. B. „Es kommt wie ein Schlitten“ oder „Es kam hervor wie Menschenhand“ mit „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“).

** Diese Zerlegung des Verbums in Stamm und Endung entspricht genau derjenigen, welche für den Satz in Begriff und Form erfolgen soll. Der Satzhalt, welcher durch den Begriff des Verbums ergänzt wird, ist für den Satz dasselbe, wie für das Begriffswort der Stamm (= Wortinhalt), und wie dieser durch die Endung (= Wortform) für die Zwecke des Sprechenden verwendbar gemacht wird, so wird im Satze durch die Prädikatsform ausgedrückt, daß und wie Subjekt und Prädikat vom Sprechenden mit einander in Verbindung gebracht sind. Übrigens läßt sich die Bildung von Phrasen im letzten Grunde vielfach auf die, namentlich in den modernen Sprachen zunehmende Neigung (vergl. mein Progr. Inowrazlaw 1886 S. 18) zurückführen, das Verbum in seinen begrifflichen Teil (= Prädikatsbegriff) und in seinen verbalen Teil (= Prädikatsform) zu zerlegen.

form durch verschiedene Wörter ausgedrückt werden, so muß die Negation unmittelbar vor die letztere treten (*non est aegrotus, vulneratus non est*), denn weil die Verbindung des Prädikates mit dem Subjekte erst durch die Prädikatsform vollzogen wird, so kann sie auch nur durch Negierung der Prädikatsform aufgehoben werden.

Es fragt sich, ob die gedachte Scheidung, welche oft einer Zerreißung gleichen wird, sich verlohnt. Wenn unsre Auffassung vom Satze richtig ist, so muß das, was den Satz von der Bestimmung wesentlich unterscheidet und den Satz erst zum Satze macht, also die setzende Verbalform, in der Schule, wenn auch nicht von allem Anfang an, nachgewiesen werden. Und in der Erklärung des Satzes muß sein subjektives Element, die Satzform, vor dem Satzhalt mehr hervorgehoben werden, als es bisher geschieht. Der Inhalt ist zunächst nicht immer ein Gedanke und auch nicht immer eine Aussage. Ein Hinweis auf den Inhalt scheint in der Erklärung überhaupt entbehrlich. Denn was man darüber mit Recht von allen Sätzen sagen könnte, daß nämlich der Inhalt aus einer geistigen Thätigkeit des Sprechenden hervorgeht, kann bei vernünftigen Wesen füglich als selbstverständlich weggelassen werden. Auch kommt es ja gar nicht darauf an, ob der Inhalt des Satzes auf Wahrheit oder Irrtum, auf Thatsächlichkeit oder Erdichtung beruht. Was aber allen Sätzen, von der einfachsten ausagenden Bestimmung bis zur entwickelten Periode, und allen Arten von Sätzen und allen Sprachen, die in Frage kommen, gemeinsam ist, daß nämlich der Sprechende sich ausspricht und dies durch die „setzende“ Verbalform kenntlich macht, gehört in den Vordergrund der Erklärung.*

Zweites Kapitel: Der einfache Satz.

Die Vorteile, welche sich aus unsrer Satzauffassung ergeben, sind teils negativ teils positiv. Zunächst werden manche Schwierig-

* Es ist eine Konsequenz meiner Satzauffassung, daß ich im Satze lieber eine Aussprache, als eine Aussage erblicke. Denn jene geht mehr auf die subjektive Form, diese auf den objektiven Inhalt des Satzes. Ich verstehe unter Aussprache die ins Bewußtsein des Sprechenden tretende Rede und stelle sie dem vom Gefühl beherrschten Ausruf gegenüber. So suchen wir seelisch Erregte zur Aussprache zu veranlassen und sehen sie, die außer sich geraten waren, wenn es gelingt, wieder zu sich kommen. Als allgemeinste Bezeichnung scheint Aussprache nicht nur die Erkenntnis mit Aussage und Frage, sondern auch das Gefühl, sofern es sich ausspricht und nicht bloß in Empfindungswörtern und Ausrufen sich äußert, sowie den Willen unter sich zu begreifen.